

Meine Reise-Erinnerungen.

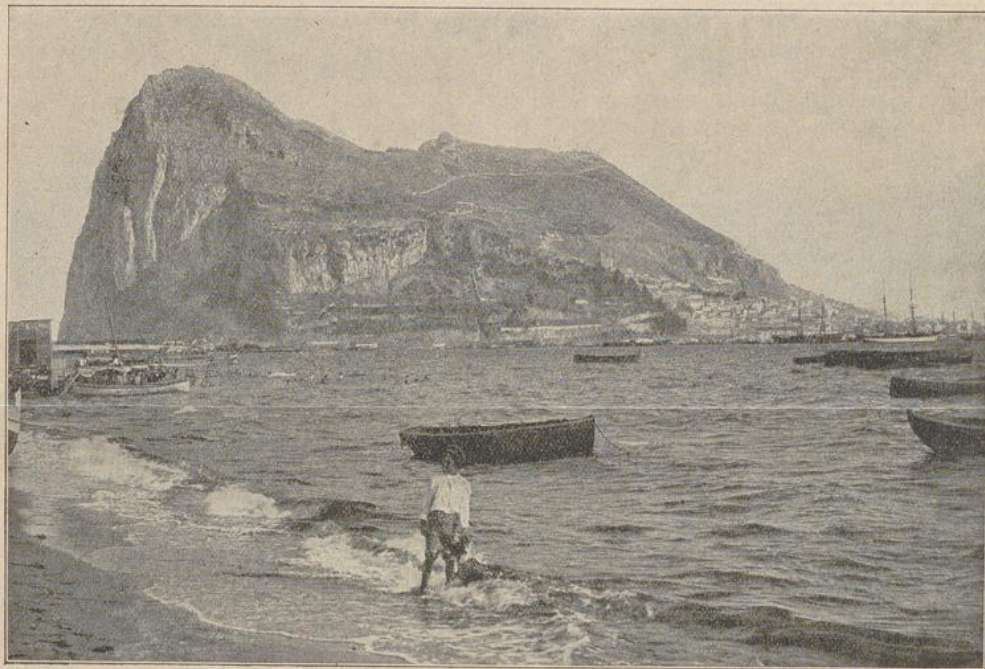
sich wohl erlauben, einmal heimzureisen. Eine englische Brigg brachte ihn nach Mauritius, und Ende 1856 langte Livingstone wieder in England an.

Ungeheurer Jubel empfing ihn überall, und wohl noch nie war ein Forscher so geehrt worden, wie er! Von Stadt zu Stadt huldigte man ihm als einen Helden, und er benutzte diese seine Popularität, um überall gegen den Sklavenhandel zu predigen und seinen Landsleuten die Ueberzeugung beizubringen, daß die Weißen für die Befreiung der Schwarzen verantwortlich seien. Afrika, das dunkel und vergessen unter seinen wandernden Regengürtel dagelegen hatte, wurde nun mit einem Male der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Gebildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtern und Lampen zur Nachtzeit mit dem italienischen Sternenhimmel darüber! Ja, schön ist diese Stadt; sagt doch das Sprichwort: „Neapel sehen und sterben“, als wollte man sagen, hast du dieses gesehen, so kannst du ruhig sterben, denn etwas Schöneres wirst du hienieden nicht mehr schauen. Ganz buchstäblich darf man natürlich das nicht nehmen; es gibt noch manch' andere Stadt, die, was Schönheit anbelangt, ruhig mit Neapel in Wettstreit treten kann, und dann ist äußerer Glanz und ein farbenreiches Panorama noch lange nicht das Schönste auf Erden. Kurz, ich habe Neapel gesehen und bin nicht gestorben, hoffe vielmehr mit Gottes Gnade noch manches Jährchen zu leben.

Von Neapel ging es durch die Straße St. Bonifazio zwischen Korsika und Sardinien hindurch gegen die



Blick auf Gibraltar.

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schwester Cäcilia, C. P. S.

(Siehe obenstehendes Bild.)

(Schluß.)

Wir waren nun im Mittelländischen Meer, das seine Passagiere oft recht ungemütlich schaukeln kann, fuhren durch die Straße von Messina, wo vor ein paar Jahren das schreckliche Erdbeben stattfand, kamen am rauchenden Stromboli vorbei, der kegelförmig mitten aus dem Meere emporsteigt, sahen die bekannten reizenden Inselgruppen, welche der italienischen Südwestküste vorgelagert sind, und landeten endlich am 24. April 1908 vor Neapel.

Welch' ein Bild! Hier die tiefblaue See mit ihren Inseln, Schiffen und Rähnen, dort der gewaltige Vesuv, wo aus drei Stellen schwarze Rauchwolken zum Himmel stiegen, vor uns in weitem Halbkreis die große, herrliche Stadt mit ihren Gärten, Kirchen und Palästen, wovon wir namentlich das hochgelegene, riesengroße St. Elmo bewunderten. Und dieses Schimmern, Funkeln und Leuchten all der vielen Tausenden von

spanische Küste zu, die uns mit ihren wundervollen, immer wechselnden Bergketten viele Stunden lang zur Rechten lag, bis wir uns endlich der Straße von Gibraltar näherten. Da kam nochmals Afrika in Sicht! Es war, als wolle es uns den letzten Abschiedsgruß bieten, denn ich weiß nicht, ob ich es jemals wieder sehen werde.

Gibraltar, die uneinnehmbare englische Naturfeste, liegt wunderschön da, noch größer und gewaltiger aber erscheint auf dem afrikanischen Festland seiner riesenhaften Berge wegen das spanische Ceuta, wenn auch seine Festungswerke mit denen von Gibraltar nicht verglichen werden können. Wir sahen Algeciras und Tanger, ließen dagegen das stolze, übel beleumundete Lissabon abseits liegen. Es kam die Fahrt durch den ewig stürmischen Meerbusen von Biskaya und am 7. Mai landeten wir in Dover.

Hier mußten wir umsteigen. Der „Markgraf“ fuhr gegen Hamburg zu, uns aber sollte ein zweiter Dampfer nach W i s s i n g e n bringen, wo wir ans Land gehen wollten. Unsere Schwestern in Heiligblut, in Holland,

waren bereits davon benachrichtigt; wir hatten ein Telegramm dorthin geschickt und hofften in Vlissingen abgeholt zu werden. Doch es sollte anders kommen!

Das Umsteigen von einem Schiff ins andere, das Verladen des Gepäcks, die Lösung des neuen Schiffbilletes, alles ging im Hurrah, wir verstanden kein Holländisch, und dazu herrschte ein Sturm und war ein so hoher Seegang, daß fast alle Passagiere seekrank wurden. Als man endlich die Fahrkarten visitierte, hörten wir zu unserm Schrecken, das Schiff lande gar nicht in Vlissingen, wo man uns abholen sollte, sondern in Ostende. —

Man denke sich unsere Verlegenheit! Zwei arme Missionschwester mit einem Haufen Gepäck in all dem Trubel in einem fremden Lande!

Denn wir konnten damals noch nicht Holländisch und wußten kaum, wo Helmond, unsere Endstation eigentlich liege, geschweige, daß wir einen Bahnanschluß und alles, was damit zusammenhängt, gekannt hätten. Dazu erwartete man uns in Vlissingen! Kurz, es war die reinste „Komödie der Irrungen“, und dennoch ist schließlich alles gut gegangen! Ich will mich möglichst kurz fassen:

Um 8 Uhr abends kamen wir nach Ostende. Ein Beamter, der etwas Deutsch verstand, gab mehreren Dienstleuten einen Wink, Sie nahmen unser Gepäck, brachten es

aufs Bollamt und zur Bahn, ließen sich aber auch gut dafür von uns Fremdlingen bezahlen. Es war ein großer, hell erleuchteter Bahnhof; man sagte uns bloß, in Brüssel hätten wir umzusteigen. Um 10 Uhr waren wir dort, wechselten schnell den Zug und

fuhren nach Antwerpen, wo wir um 12 Uhr bei stockfinsterner Nacht eintrafen. Was jetzt? Wir waren ratlos. — Da nahte sich uns ein Schutzengel in Gestalt eines Dienstmannes. Er sah unsere Verlegenheit, zeigte uns,



Ein Sohn des berühmten Bajuto-Häuptlings Mofcheich mit Genahlin, hoch zu Roß. (Missionsstation Maria-Vinden, Kapkolonie.)

als er merkte, daß wir ihm nicht recht trauen wollten, seine Dienstmütze, lud dann unser Gepäck auf ein kleines Wägelchen und führte uns zu einem in der Nähe liegenden Hotel, wo wir noch ein anständiges Schlafzimmerchen bekamen. Selten habe ich einem Menschen mit solcher Be-

reitwilligkeit ein gutes Trinkgeld gegeben, wie diesem guten Manne. Ein Abendessen gab es in so später Stunde allerdings nicht mehr, schlafen konnten wir vor Aufregung und Sorge auch nicht, aber wir hatten wenigstens ein ordentliches Bett und waren bis zum nächsten Morgen glücklich versorgt.

Mit Tagesanbruch gingen wir zur Bahn, um zunächst nach unserm Gepäck zu sehen. Bisher hatte die Schiffsgesellschaft die Bahnbillete besorgt, jetzt aber mußten wir selbst dafür sorgen. Ein Beamter fragte nach unserem Reiseziel; wir nannten Blissingen. Die Antwort war: „Da müssen Sie auf demselben Wege zurück, auf dem Sie gekommen.“ Das wollten wir aber nicht, zogen es vielmehr vor, mit der Bahn nach Helmond zu fahren. Nun wurde unser Gepäck gewogen, die schweren Stücke mußten wir als Frachtgut senden, leichtere konnten wir als Handgepäck mitnehmen. Die nächste Station war Rosendaal; dort sollten wir umsteigen.

Wir kamen glücklich an und warteten geduldig auf den Zug, der uns nach Helmond bringen sollte. Da kommt von der östlichen Richtung her ein Zug nach Blissingen. O, dachte ich, wenn nur eine unserer Schwestern in dem Zuge wäre, die sich unser annähme! Und richtig, wie ich so dastehe und schaue und schaue, steigt Schwester Bernardine, unsere Profuratorin, aus. Jetzt war uns geholfen! Die gute Schwester war nicht wenig erstaunt, uns hier zu finden; sie war gerade auf dem Wege nach Blissingen, uns abzuholen. Rasch wurden nun die weiteren Dispositionen getroffen: Es wurden zwei Telegramme abgesandt, das eine an die deutschen Franziskanerinnen in Blissingen, die man ersucht hatte, sich unser anzunehmen, das andere nach Heiligblut mit der Bitte, den Wagen nach Helmond zu schicken, um uns von dort abzuholen.

Inzwischen kam der Zug nach Helmond, wir stiegen ein, und ehe wir uns versahen — wir waren noch immer am Erzählen unserer Reiseabenteuer — standen wir schon am Ziel! Der Wagen, der uns nach Heiligblut bringen sollte, wartete schon in der Nähe der Station, bald sahen wir das Türmchen, das die Kapelle unseres Mutterhauses überragt, noch ein halbes Stündchen Fahrt und wir waren in unserem neuen holländischen Heim!

Siehe, da kommt uns schon die ehrwürdige Mutter Paula mit Schwester Regina entgegen! Sie hatten die kürzere Reiseroute über die Westküste genommen und waren daher vor uns aus Afrika, das sie im Februar 1908 verlassen hatten, in Holland angekommen. Ein paar andere Schwestern schlossen sich ihnen an. Welch' ein freudiges Wiedersehen nach so langer Trennung und so vielen Erlebnissen! —

Langsam, denn ich mußte mich noch immer des Stodes bedienen, ging es nun unserm schönen, mitten zwischen wohlgepflegten Gärten und Wiesen gelegenen Kloster zu. Ueber dem Portale ist das Lamm Gottes angebracht; die ehrwürdige Mutter wies hinauf und sagte: „Da schauen Sie, wie friedlich und sanft das Lämmlein da oben steht. So wollen auch wir hier zusammenleben, solange es Gott gefällt!“ — „Da, das wollen wir!“ entgegnete ich aus ganzem Herzen.

Der erste Gang galt natürlich dem lieben Heiland in der Kapelle; Grund zum Danken hatten wir genug. Dann folgte eine kurze, herzliche Begrüßung seitens der Schwestern im Kapitelsaale und eine kleine Erfrischung im Refektorium.

Seitdem sind schon mehr als fünf Jahre verflossen. Ich fühle mich längst heimisch in unserm Missionshause Heiligblut, doch nie in meinem Leben werde ich Mariannhill und seine schöne Mission vergessen können, wo ich über 20 Jahre hindurch die schönste Zeit meines ganzen Lebens zugebracht habe. Damit will ich für heute Abschied nehmen und sage allen unsern geehrten Lesern und Leserinnen ein herzliches „Lebewohl!“

Unsere Missionsstation Mariatrost.

Vom Hochw. P. Florian Rauch.

Das Jahr 1912 war für die hiesige Missionsstation ein rechtes Hungerjahr, denn infolge der anhaltenden Dürre war die Ernte total mißraten. Natürlich wandten sich dann die armen Schwarzen an uns, und zwar ohne Unterschied der Konfession. Da kamen Christen und Heiden, Katholiken und Protestanten und baten um Hilfe in der großen, allgemeinen Not. Ach, war das ein Bitten und Betteln, ein Jammen und Wehklagen, und wie schnitt es uns ins Herz, solch' eine Not mit ansehen zu müssen und nicht helfen zu können!

Wie oft mußte ich den Klageruf hören: „Unsere kleinen Kinder liegen zu Hause und sterben vor Hunger!“ Und es war wirklich nicht übertrieben. Wie viele dieser armen Kleinen sah ich bis zum Skelette abgemagert umherliegen. Der Hunger ist ein böser Geselle, er verschmäht nichts Eßbares. Ein Vogel, eine Maus, ein freipiertes Huhn galt als ein Leckerbissen und wurde mit Gier verschlungen; selbst die Eräber, die wir in einem Faß für unsere Schweine sammelten, waren vor den Händen dieser hungrigen Leute nicht sicher. Hungrig kamen die Kinder in unsere Tagesschule und gingen hungrig wieder heim; manche weinten stille vor sich hin vor Hunger und dankten mit aufgehobenen Händen, wenn sie von uns zu Mittag einige gekochte Maiskörner erhielten.

Am Weihnachten war die Not am größten. Ein kleiner Sack Mais, den man sonst hierzulande um 4 bis 6 Mark kauft, kostete 30 Mark und darüber, im benachbarten Bondoland sogar 60 Mark, und wo sollten die armen Schwarzen die Mittel hernehmen, solche Auslagen zu bestreiten? Sie suchten daher nach irgend etwas Eßbarem die Felder und Wälder ab, aßen Kräuter und Wurzeln, Baumrinden, wilde Beeren usw. Die Folge war eine Menge böser Unterleibskrankheiten, denen zumal von den Kindern viele erlagen. Da gab es für den Missionar volllauf zu tun; denn die meisten, auch solche, die sich sonst nie in einer Kirche hatten sehen lassen, wollten als Christen sterben und begehrten für sich oder für ihre sterbenden Kinder die hl. Taufe. So war in der allgemeinen leiblichen Not wenigstens für den Himmel eine schöne Ernte zu verzeichnen.

Zum Glück fiel in hiesiger Gegend ziemlich frühzeitig ein Regen, so daß die Leute schnell etwas Mais oder Bohnen, Kürbisse usw. pflanzen konnten. Die größte Not war damit, wenigstens auf einige Wochen, abgewendet, doch von eigentlicher und dauernder Hilfe ist noch keine Rede. In weiten Bezirken fiel kein Tropfen Regen; es kam die Zeit der Aussaat, doch der Boden war steinhart; und was hätte es auch genützt, ihn umzugraben und zu pflügen, wenn die nötige Feuchtigkeit fehlte, die Saat zum Keimen zu bringen? Somit steht Tausenden dieser armen Schwarzen für 1913 noch ein größeres Hungerjahr in Aussicht, als das vergangene war.